

Pastor Martin Lüke (1903-1989)

VON JOHANNES LÜKE, BERNSDORF

Der Lebensweg des Pastors Martin Lüke in Schlesien und späteren Pfarrers in Sachsen mag typisch sein für jene Generation, die in das bewegte 20. Jahrhundert hineingeboren wurde. Das soll nicht heißen, dass der Einzelne nicht seinen eigenen, ganz persönlichen Weg zu gehen hatte. Jedenfalls sehe ich es so und möchte es auch so darstellen. Dabei will ich als Sohn, soweit ich über Vaters Jugend berichte, von „Martin“ sprechen, nach meiner Geburt vom „Vater“ reden.

Geboren wurde Martin Lüke am Sonntag, dem 1. März 1903, in Porschwitz, Krs. Steinau. Sein Vater, der Pastor Wilhelm Lüke, war über die Geburt des ersten Kindes so freudig erregt, daß er statt des Predigtgottesdienstes einen Lesegottesdienst halten ließ. Die Mutter des kleinen Martin war Lydia Lüke geb. Gerhard, älteste Tochter des Pastors Paul Gerhard in Breslau zu „St. Elisabeth.“ – Getauft wurde der kleine Martin am 30. März 1903 in der malerischen Porschwitzer Kirche (deren Holzschindeldach 1993 fachgerecht erneuert wurde, wie ich bei einem Besuch vor Ort beobachten konnte). Von seinem Kindheitsparadies weiß Vater in seinen Lebenserinnerungen zu berichten: *„In Porschwitz, einem ausgesprochenen Bauerndorf, habe ich eine schöne Kindheit erlebt, an die ich gern zurückdenke. An das Pfarrgrundstück schloß sich ein großer Hof mit Scheunen an, der schon frühzeitig mein Interesse erregte.“* Zu Martins Spielgefährten gehörten auch die beiden Geschwister Annemarie und Gerhard, die nach ihm geboren wurden.

Als Martin 1909 in die Volksschule eintrat, war sein Lehrer dem Vater Lüke unterstellt, weil dieser als Pastor „das nicht beneidenswerte Amt des Ortsschulinspektors“ innehatte.

Da Vater Wilhelm Lüke gesundheitlich nicht der stabilste war, übernahm er 1912 die kleine Gemeinde Volkersdorf am Isergebirge. So zog die ganze Familie um. Von Volkersdorf aus besuchte Martin oft seine Großeltern Lüke in Bunzlau. Dort verbrachte der Großvater Konrad nach seiner Pensionierung als Königlich Oberkonsistorialrat seinen Ruhestand. Er war ein im Glauben gegründeter Mann.

1913 trat Martin in die Sexta der Höheren Schule in Friedeberg am Queis ein. In der Schule kam er gut vorwärts. Das Lernen machte ihm Freude.

Im August 1914 brach der erste Weltkrieg aus. Martin verfolgte die Kriegsergebnisse eifrig mit. Sein Vater kam aus gesundheitlichen Gründen

für den Kriegsdienst nicht in Frage. Ja, er wurde immer hinfalliger. Hatte er zunächst noch sitzend seinen Predigtendienst versehen, so mußte er schließlich sein Amt aufgeben. Das war 1917. Am 31. Dezember des selben Jahres wurde er im Alter von 47 Jahren in die Ewigkeit abgerufen. Was ihm in den langen Leidensjahren viel Trost und Kraft gegeben hatte, waren die Kreuz- und Trostlieder des Schlesischen Gesangbuches.

Martin war nach Ostern 1916 auf das Reform-Real-Gymnasium in Löwenberg gekommen. Dort sind die Sonntagsspaziergänge in die „Löwenberger Schweiz“ das schönste für ihn gewesen. Ostern 1918 kam er auf das Real-Gymnasium in Liegnitz und konnte wieder bei seiner Mutter wohnen. Diese war nach dem Tode ihres Mannes mit den Kindern nach Liegnitz gezogen. Konfirmiert wurde Martin im März 1918 von seinem Onkel Johannes Gerhard, Pastor an der Peter-Paul-Kirche in Liegnitz und späterem Superintendenten. Martins Konfirmationsspruch lautete: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden.“ (Jesaja 40, 31). Dazu schreibt mein Vater, der immer von körperlicher Schwachheit gezeichnet war: *„Diese herrliche Verheißung Gottes hat sich in meinem Leben hundertfach bewahrheitet.“*

In Liegnitz schloß sich Martin dem Bibelkreis höherer Schüler an und wurde ein begeisterter „B.K.ler“. Gern sang er deren Lied: „Es klingt ein Ruf in deutschen Gauen, wer will ein Streiter Christi sein...“ Die B.K.-Stunden hielt der Sekretär des Christlichen Vereins junger Männer, Robert Philipp. Martin wurde auch Mitglied des Weißen Kreuzes, das zur Erhaltung der sittlichen Reinheit verpflichtete.

Nun hatte er einen Klassenkameraden, der ihn wiederholt zu den Übungen des Deutschen Pfadfinderbundes einlud. Schließlich gab er seinen Bitten nach und wurde auch Mitglied des Deutschen Pfadfinderbundes. Zu seiner Ausrüstung gehörte jetzt ein Südwestler, ein langer Stab und ein Leibriemen mit Brotbeutel. Später trat Martin aus dem Pfadfinderbund aus. Das hatte folgenden Grund: Es war zu einer Spaltung innerhalb der deutschen Bibelkreise gekommen. Ein Teil der B.K.ler fühlte sich mächtig zur Jugendbewegung hingezogen, so auch der Bibelkreis von Liegnitz. Man wollte nicht mehr „Jugendpflege“ sondern „Jugendbewegung“ sein. Im Unterschied zu den B.K.lern, die am altbewährten Bibelglauben festhielten, nannten sie sich „die Neuen“. So kam es in Liegnitz zur Trennung fast aller B.K.ler vom CVJM. Äußerlich waren die zur Jugendbewegung gehörenden schon daran zu erkennen, daß sie nur mit Schillerkragen und kurzen Hosen gingen. Nach der Burg Köngen am Rhein, wo sich die „Neuen“ mehrmals trafen, nannten sie sich seit 1920 „Bund der Köngener“. Mein

Vater schreibt in seinen Lebenserinnerungen: *„Diesem Bund traten wir Liegnitzer 1922 bei. Als Prof. Hauer 1933 Führer der ‚Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Glaubensbewegung‘ wurde, trat ich aus dem ‚Bund der Königener‘ aus.“*

Doch zurück zur Schulzeit! Martin wurde Primus in seiner Klasse und machte 1922 das Abitur. Auf seinem Abgangszeugnis stand: *„Er verläßt die Schule, um Gartenarchitekt zu werden.“* Im Frühjahr 1922 trat er als „Volontär“ in eine Handelsgärtnerei in Liegnitz ein. Es war die Zeit der Inflation und Mutter Lüke konnte ihrem Sohn keine kräftige Kost geben. Dazu kam die schwere körperliche Arbeit. Martin erkrankte. Sein Onkel Walter Gerhard, auch ein Pastor, gab ihm den Rat, mit dem Gärtnerberuf aufzuhören und Theologie zu studieren. Mutter und Sohn beteten nun um Klarheit, und diese bekamen sie auch, als es eines Tages im Lehrtext des Herrnhuter Lösungsbuches hieß: *„Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes.“* (Luk. 9, 62)

So begann Martin Lüke im Sommer-Semester 1923 in Bethel sein (Sprach)Studium. Er berichtet aus dieser Zeit: *„Sehr eindrücklich waren für mich die Predigten des Leiters der Anstalt, des Pastors Fritz von Bodelschwingh. Er hatte die Gabe, zu den Kranken ebenso verständlich zu sprechen, wie zu den Gesunden. In Bethel herrschte ein fröhlicher Pietismus. Er wurde unterstrichen von den Posaunenbläsern, die unter Leitung von Pastor Kublo standen ... Als er (Kublo) später einmal in Breslau war, war es mir eine Ehre, seine Posaumentasche zu tragen.“*

Im übrigen bezahlte in der Betheler Zeit der Vater eines Kommilitonen dem armen Studenten Martin die gestundeten Studiengebühren eines Semesters.

Im Wintersemester 1924/25 begann Martin sein Universitätsstudium in Breslau. Er wohnte im kirchlichen Alumnat „Johanneum“, im sogenannten „Spittel“. Dort logierte auch Jochen Klepper, der spätere Dichter. Zum Sommersemester 1925 ging es nach Tübingen, wo Martin den Prof. Karl Heim und den schon sehr alten Prof. Adolf Schlatter hörte. Sein weiterer Studiengang führte ihn nach Halle, wo er im „Schlesischen Konvikt“ aufgenommen wurde. Dort fühlte er sich sehr wohl – zumal es auch manchen Spaß gab. Den Rest seines Studiums vom Wintersemester 1926/27 bis zum Wintersemester 1927/28 studierte er wieder in Breslau. Dort stand ihm Prof. Erich Schaefer am nächsten, der „nicht nur ein positiv eingestellter, liebenswürdiger Dozent, sondern auch Seelsorger war.“

Den Sommer und Herbst 1928 verbrachte Martin Lüke bei Pastor Lic. Gleisberg in Groß-Weigelsdorf bei Breslau, um sich im dortigen Pfarrhaus in aller Stille auf das Erste Theologische Examen vorzubereiten. Dieses legte er dann im Konsistorium in Breslau mit der Benotung „im ganzen gut“ ab.

Nach einem kurzen Lehrvikariat in Bunzlau wurde er vom Konsistorium in das Wittenberger Predigerseminar eingewiesen. Er schreibt dazu: „In dieses für Preußen zuständige Seminar kamen solche Kandidaten, die ein gutes 1. Examen gemacht hatten.“ Unter den Kandidaten befand sich auch Johannes Busch, der spätere Landesjugendpfarrer in Westdeutschland. Von diesem erhielt Martin den Spitznamen „dicke Tante“, weil er bei einem Kinderfest in einem lustigen Auftritt die „dicke Tante“ gespielt hatte.

Am Ende des Seminarjahres wurde Martin als Hilfsvikar nach Weißwasser O/L berufen. Im Herbst 1930 kam er in das Vikariat Oberstradam. Zu den Gottesdiensten in der Kapelle von Rudelsdorf wurde der Herr Vikar von einem Landwirt mit dem Pferdewagen gefahren. Er berichtet von jener Zeit: „Besonders gern denke ich an den Heiligen Abend 1930 zurück. Ich hielt damals meine 1. Christvesper, die mich selber sehr beeindruckte. Im trauten Christbaumlicht lauschte eine andächtige Gemeinde der Weihnachtsbotschaft. Nach dem Gottesdienst folgte ich einer Einladung ins Schloß, wo ich den Hl. Abend mit der Familie von Reinersdorf erleben durfte. – Ich wohnte in einem Haus, das mitten im Park lag, also ganz idyllisch.“

Im März 1931 legte Martin Lüke vor dem Prüfungsamt des Konsistoriums in Breslau sein Zweites Theologisches Examen ab. Seine Ordination fand am 10. April 1931 in der Maria-Magdalenen-Kirche in Breslau statt, vollzogen von Bischof D. Zänker. Am 1. Juli 1931 wurde er mit der Betreuung der Pfarrstelle Groß Wartenberg beauftragt. Die Leitung des Gemeindekirchenrates hatte Pastor König in Neumittelwalde. – Nun geschah es, daß der neue Vikar eine Andacht hielt, an der auch zwei junge Damen teilnahmen. Auf dem Heimweg begegnete er ihnen noch einmal. Sie fanden sein Interesse. Der ihn begleitende Küster erzählte, daß es sich um die Töchter des Oberzollsekretärs Schwing handele. Sie studierten an der Universität in Breslau. Da Herr Schwing auch zum Gemeindekirchenrat gehörte, bot es sich geradezu an, bei Schwings einen Besuch zu machen. Und so kam es, dass der Vikar bei Schwings zu Besuch kam und die jüngere der beiden Schwestern, die Ruth, lieb gewann. 1933 fand die Hochzeit statt.

Martin Lüke hatte im Jahr zuvor die Pfarrstelle in Brustawe, dem späteren Eichensee, übernommen. Dazu gehörten die kleinen Außendörfer Eisenhammer, Linsen, Liebenthal und Neu-Vorwerk. Diese Gemeinde gehörte politisch zum Kreis Militsch, kirchlich zum Kirchenkreis Groß Wartenberg – mit Superintendent Blech in Festenberg. Kompliziert! Die Kirche war 1910 mit Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins erbaut worden, unter Pastor Ottomar Dechsel. Das Pfarrhaus, 1903 im Villenstil erbaut, hatte eine schöne große Veranda.

1934 trat Martin Lüke der Bekennenden Kirche bei, die im Kampf gegen Hitlers Rassenlehre an der ganzen Bibel und am Bekenntnis des Glaubens festhielt. Am 10. Februar 1935 fand in der Brustawer Kirche ein Bekenntnisgottesdienst statt, an dem auch Pastor König, der Leiter der B.K. im Kirchenkreis, teilnahm. Viele Gemeindeglieder traten der Bekennenden Kirche bei. 1935 kam es zu einem offenen Konflikt mit den Nationalsozialisten. Zum Heldengedenktag (Reminiscere) hatte die Leitung der Bekennenden Kirche ihre Pfarrer aufgerufen, eine Abkündigung gegen die Anwendung der Rassenlehre in der Kirche zu verlesen. Martin Lüke berichtet: *„Der Staat wollte das mit Gewalt verhindern. Daher erschienen am Tage vor dem Heldengedenktage bei mir 2 Polizisten, die mich durch meine Unterschrift verpflichten wollten, die Abkündigung im Gottesdienst nicht zu verlesen. Ich weigerte mich. Da ich Gegenmaßnahmen des Staates zu erwarten hatte, konnte ich in dieser Nacht nicht schlafen. In der Tat fuhr am nächsten Tag, dem 17.3., vor dem Gottesdienst ein Polizeiauto vor, dem 2 Beamte der Geheimen Staatspolizei entstiegen. Auch sie forderten mich zur gleichen Unterschrift auf. Ich verweigerte sie wieder. Darauf wurde ich verhaftet (in ‚Schutzhaft‘ genommen, wie man sagte!) In Gegenwart meiner Gemeindeglieder, die zum Gottesdienst kamen, mußte ich ins Polizeiauto steigen, das mich in die Kreisstadt Militsch brachte. Dort kam ich hinter ‚Schloß und Riegel‘, d.h. in eine Zelle mit einem kleinen vergitterten Fenster. Einer der beiden Staatspolizeibeamten, Herr Doktor, forderte mich auf, ein Protokoll anzufertigen, in dem ich mein Verhalten begründete. Am Nachmittag oder Abend kam der 2. Beamte zu mir in die Zelle. Als er sich neben mich gesetzt hatte, sagte er: ‚Ich bin erschüttert‘, nämlich darüber, daß so viele Pfarrer verhaftet worden waren. (Es waren in ganz Preußen ca. 180 Amtsbrüder verhaftet.) ... Da er das 1. Protokoll für ungeschickt hielt, wurde unter seiner Anleitung ein 2. Protokoll verfaßt, das für mich günstiger ausfiel. Am Montag, den 18.3., durfte Ruth mich besuchen. Die Verpflegung war gut, da ich ja kein Strafgefangener war. Unter Aufsicht durfte ich im Gefängnis etwas spazieren gehen. Im übrigen wußte ich mich in Gottes Hand geborgen. Am Dienstag morgen wurde mir ein neues Protokoll vorgelegt, in dem mir zugesichert wurde, daß ich mein Amt auf Grund meines Ordinationsgelübdes weiter ausüben dürfe, wenn ich mich staatsfeindlicher Handlungen enthielte. Das konnte ich mit gutem Gewissen unterschreiben... So wurde ich denn am Dienstag, dem 19.3., aus dem Gefängnis entlassen. Ich fuhr mit dem Zug nach Kraschnitz, wo ich Ruth auf dem Bahnhof traf, die gerade nach Militsch fahren wollte, um mich wieder zu besuchen. Zu unserer Freude konnten wir nun gemeinsam nach Brustawe zurücklaufen.*

Unterwegs überholte uns der freundliche Beamte der Staatspolizei. Er hielt an und sagte zu Ruth: ‚Ihr Mann ist nun frei. Aber was haben Sie denn da gemacht!‘ Was war in meiner Abwesenheit geschehen? Herr Lehrer Peiler aus Charlottenthal, der im Gegensatz zu den meist nationalsozialistisch eingestellten Lehrern auf Seiten der Bekennenden Kirche stand, war zu Ruth gekommen und hatte ihr gesagt, die Gemeinde müßte

doch etwas zu meiner Befreiung unternehmen. So lud denn Ruth durch Boten die Gemeindeglieder für Montagabend zu einer Versammlung ins Pfarrhaus ein. Es erschienen außer Lehrer Peiler über 80 Personen, auch der nationalsozialistische Ortsgruppenleiter H. mit seinen Freunden. Es wurde ein von Lehrer Peiler verfaßtes Schreiben an Adolf Hitler verlesen, in dem um meine Entlassung aus dem Gefängnis gebeten wurde. Die Anwesenden wurden nun aufgefordert zu unterschreiben. Keiner wollte den Anfang machen. Da ergriff die mutige Gutssekretärin des Grafen Stolberg die Initiative und unterschrieb als erste. Damit war das Eis gebrochen und unterschrieben auch die anderen, natürlich mit Ausnahme von Herrn H. und seinen Freunden. Diese hatten unter Protest das Pfarrhaus verlassen, um sofort die Versammlung anzukündigen. So erschien denn auch noch an demselben Abend die Polizei und beschlagnahmte das Schreiben.

Außer mir waren von unserem Kirchenkreis Groß Wartenberg u.a. noch Herr Superintendent Blech aus Festenberg und Pastor König aus Neumittelwalde verhaftet worden. Sup. Blech feierte' im Gefängnis seinen Geburtstag...

Ruth und ich wurden später in Militsch gerichtlich vernommen. Eine Bestrafung erfolgte nicht. Doch Herr Lehrer Peiler wurde ‚strafversetzt‘. Er kam in eine andere Gemeinde, in der er es aber besser hatte als in dem entlegenen Charlottenthal. Er teilte das mir auf einer Karte mit, auf der er Ps. 23,5 zitierte: ‚Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde.‘“

Im September des selben Jahres, 1935, wurden wir geboren, die Zwillinge Christoph und Johannes. Wir hatten mit dem herrlichen Pfarrgarten und der von Teichen, Kiefern und Eichen bestimmten Gegend ein rechtes Kindheitsparadies.

Aber dieses sollte uns nur ein knappes Jahrzehnt vergönnt sein. Und auch da warf die kommende Katastrophe schon ihre Schatten voraus. Bereits im Sommer 1939 wurden Soldaten in unserem Pfarrhaus einquartiert. Als dann am 1. September der Polenfeldzug begann, wurde auch unser Vater eingezogen. Gottlob ist er schon ein halbes Jahr später wieder entlassen worden. Seines verkürzten Fußes wegen wurde er für wehruntauglich erklärt. Ich sehe ihn noch in unser Wohnzimmer treten und seinen Militärmantel auf den Sessel werfen. Für ihn war der Krieg zu Ende. Was nicht heißt, daß er nicht dessen Auswirkungen noch zu spüren bekommen sollte.

Zunächst bedeutete es für ihn mehr Arbeit. Weil sein Amtsnachbar, Pastor Sondershaus, zur Wehrmacht eingezogen worden war, mußte er dessen Pfarrstelle in Goschütz mit verwalten. Er wurde von einer Bauerntochter mit dem Wagen oder Schlitten zu seinen Diensten gefahren. Die Pfarrfrau in Goschütz erwartete in dieser schweren Zeit ein Kind. Vater konnte sie mit dem schlichten Spruch trösten: „Gibt Gott ein Häslein, gibt er auch ein Gräslein!“

1944 kamen die jungen Leute vom Unternehmen Barthold in unser Dorf. Sie hatten die Aufgabe, Schützengräben auszuheben. Offenbar waren sich die Nationalsozialisten doch nicht der Unantastbarkeit ihrer Grenzen sicher. Ihre Unsicherheit war wohl begründet. Anfang 1945 schon rollten die russischen Panzer an. Als ich mit meinem Bruder am 19. Januar auf dem zugefrorenen Bach vor dem Kloster Schlittschuh lief, hörten wir fernen Geschützdonner. Bereits am nächsten Tage mußten wir auf die Flucht. Mütter mit Kindern, die kein eigenes Gefährt hatten, wurden auf dem Hänger eines Treckers vom Dominium weggebracht. Auf dem zweiten Hänger war das Gepäck. Vater wurde, wohl am nächsten Tag, vom Inspektor des Rittergutes auf dem Kutschwagen mitgenommen. In Wildschütz trafen wir wieder aufeinander und landeten schließlich in Sachsen. In Nemt bei Wurzen untergebracht, erlebten wir am 8. Mai das Kriegsende. Den Amerikanern, die uns zunächst besetzt hatten, folgten nach wenigen Wochen die russischen Soldaten. Es begann eine schwere Zeit.

Im Sommer 1945 wollten wir mit den Eichenseern wieder in die schlesische Heimat zurückkehren. Diesmal hatten wir unsere Habseligkeiten bei dem Bauern Heider auf den Planwagen geladen und machten uns mit dem ganzen Treck auf den Weg. – Unterwegs „tauschten“ russische Soldaten eine kleine tragende Stute gegen ein Pferd unserer Leute ein. Als wir in das nächste Dorf kamen, entdeckten die dortigen Bauern das kleine Pferd vor einem unserer Wagen. Sie behaupteten, es gehöre ihnen und die Russen hätten es ihnen gestohlen. Sie wollten ihr Pferd wiederhaben. Es kam zu längeren Verhandlungen und zu einem unfreiwilligen Aufenthalt des ganzen Trecks. Da es gerade Sonntag war, erkannte unser Vater darin einen Fingerzeig Gottes und hielt dem wandernden Gottesvolk eine Feldpredigt!

Unser Treck kam nur bis zu den Sorben bei Hoyerswerda. Dort erreichte uns die Nachricht, dass man die Oder-Neiße-Grenze zugemacht habe. Es gab kein Zurück mehr. Einige unserer Leute blieben in der Oberlausitz, die anderen kehrten in das Innere Sachsens zurück. So kamen wir ein zweites Mal nach Nemt.

Da das „Königreich Sachsen“ überbevölkert war, wies man uns im Oktober nach Sachsen-Anhalt aus. So kam meine Mutter mit mir und meinem Bruder nach Uichteritz bei Weißenfels. Als wir vom Wurzener Bahnhof in Richtung West losfuhren, machte sich Vater mit der Bahn in Richtung Ost auf den Weg. Er folgte dem Ruf der Schlesischen Kirchenleitung, zu den in Schlesien verbliebenen Deutschen zurückzukommen und sie seelsorgerlich zu betreuen.

Auf abenteuerliche Weise hat Vater dann die Oder-Neiße-Grenze überquert. Er zog sich den Talar an, schnallte den Rucksack darüber und

schwung sich auf einen russischen Lastwagen, der ukrainische Zwangsarbeiterinnen in ihre alte Heimat zurückbrachte. Die Mädchen kicherten und tuschelten: „Pope, Pope!“ Sie gaben ihm auch zu essen. Von seinem weiteren Ergehen schreibt unsere Mutter in einem Brief vom 3.11.1945: *„So kam er gut nach Breslau. Breslau soll, besonders der Süden, ein 2. Stalingrad sein. Die Mitte sieht besser aus. Er ruhte sich noch etwas in Gräbschen aus und sollte dann sofort eine Stelle im Krs. Goldberg übernehmen. Nach Eichensee konnte er nicht gleich weiter, da sein Fuß überanstrengt ist. Martin schrieb so glücklich, daß er nun endlich da ist. Hoffentlich hält er alle Strapazen aus. Er war hier schon so schwach. Von Eichensee haben wir aber sichere Nachricht. Unser Pfarrhaus, das Schloß und noch 7 Häuser sind abgebrannt ... Unsere Kirche ist katholisch geweiht.“*

Vom 19.10.1945 bis 15.8.1946 betreute nun Vater die Gemeinden Pilgramsdorf und Ulbersdorf. Das gottesdienstliche Leben war sehr rege, besonders in Ulberdorf, wo die Gottesdienste sehr gut besucht waren. Am Ersten Ostertage waren über 200 Besucher da. Für die Seelsorge waren die Menschen besonders aufgeschlossen. Da Vater bei vielen Gemeindegliedern aß, kam er den Leuten näher, als es sonst einem Pfarrer vergönnt ist. Manche Gelegenheit zur Seelsorge gab es in den Familien anlässlich der häufigen Todesfälle oder, wenn die ganze Familie krank war. – Vater erteilte auch Konfirmandenunterricht. Die konfirmierte Jugend fasste er in Jugendstunden zusammen, die meist nach dem Gottesdienst stattfanden. Er hielt auch Kindergottesdienst, dem infolge des fehlenden Schulunterrichts besondere Bedeutung zukam.

Erstaunlich war es, dass in Ulbersdorf am Himmelfahrtstage 1946 sogar eine Kirchenvisitation stattfand. Erschienen waren Kirchenrat Hans-Joachim Fränkel, Amtmann Hermann Stiller und Superintendent Günther Bürgel aus Goldberg.

Am 16. August 1946 übernahm Vater die verwaiste Kirchgemeinde Haynau mit noch 12 dazugehörenden Gemeinden, von denen ihm dann aber eine Gemeinde abgenommen wurde. Die Betreuung der Außengemeinden war für Vater sehr anstrengend, da er Wege bis zu 9 Kilometer zu Fuß machen mußte – sofern er nicht das Glück hatte, von einem Fuhrwerk mitgenommen zu werden. Essen und Logie fand Vater in der neuen Gemeinde bei den Diakonissen Lenchen Wippig und Frieda Hentschel.

Bei der 2. Evakuierung am 20.11.1946 verließ dann Vater mit vielen Gemeindegliedern Haynau. Er kam zu uns nach Uichteritz bei Weißenfels. Mit ihm sollten wir ein drittes Mal nach Nemt bei Wurzen kommen, diesmal, um in das dortige Pfarrhaus einzuziehen. Man hatte Vater gebeten, die Pfarrstelle von Nemt mit Burkartshain und Körlitz zu übernehmen. In großer Treue hat Vater den Pfarramtsdienst bis zum Jahre 1966 ausgeübt,

wieder unterstützt von seiner Frau, unserer lieben Mutter, die sich besonders um die Frauendienstarbeit verdient machte und zuletzt gar als Bezirksfrauendienstleiterin tätig war. - Unser Vater ist auch sehr mit der Arbeit des Volksmissionskreises Sachsen verbunden gewesen.

Mit 63 Jahren pensioniert zog Vater mit Mutter in unser Pfarrhaus in Mahlis im Kreise Oschatz. Dort war ich als Pfarrer tätig. Dazu gehörte das Filial Liptitz, was insofern verwunderlich war, als mein Zwillingsbruder Christoph - ebenfalls Pfarrer - in einem Ort namens Lüptitz wohnte. So fragte mich einmal unser Sächsischer Landesbischof Dr. Noth, ob ich der „Lü-Li“ oder der „Lü-Lü“ sei (der Lüke-Liptitz oder der Lüke-Lüptitz).

Unsere Eltern kamen nun gern ihren „Großeltern-Pflichten“ nach. Sie hüteten ihre Enkel. Opa ging oft mit ihnen spazieren.

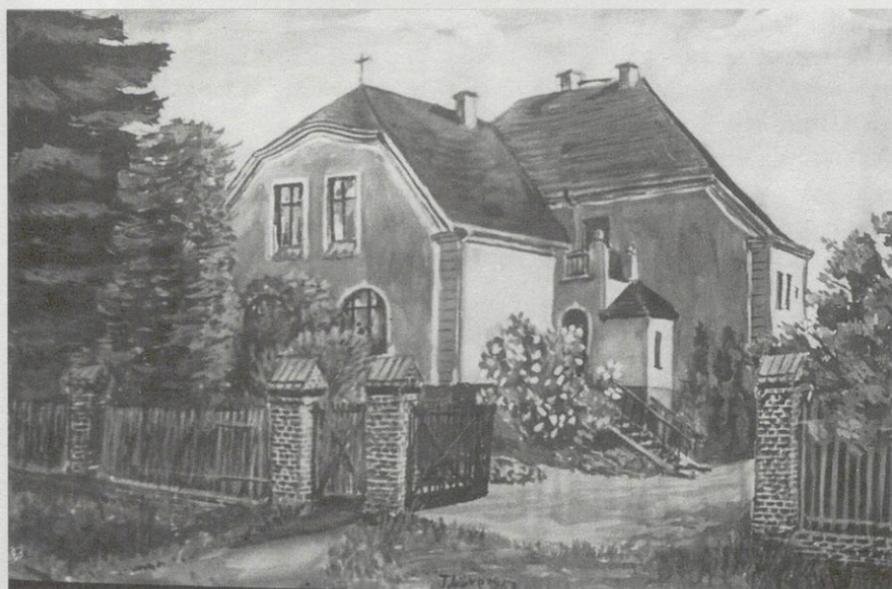
1971 verzogen die Eltern zu unserer Tante nach Braunschweig, wo Mutter am 18. März 1976 heimging und Vater am 29. Oktober 1989 in die Ewigkeit abgerufen wurde. Wie er einst an einem Sonntag geboren worden war, so ist er auch an einem Sonntag heimgegangen – im Alter von 86 Jahren. Beerdigt wurde er einen Tag vor dem Fall der Berliner Mauer. Letzteres nicht mehr erleben zu können, dürfte im Lichte der Ewigkeit aber ohne Belang sein.



Der junge Pastor Martin Lüke



Die Kirche in Eichensee, Kreis Miltitsch



Das Pfarrhaus in Eichensee

